

Es reicht nicht. Fünf Gründe, warum Russland gewinnt

Veröffentlicht am 28.06.2022 | Lesedauer: 6 Minuten

Von Martin van Creveld



Artilleriekrieg in Druskiwka, Oblast Donezk

Quelle: Getty Images

Der Militärtheoretiker Martin van Creveld hat früh auf das strategische Versagen Russlands im Krieg gegen die Ukraine hingewiesen. Lange hielt er einen Erfolg der Ukraine zumindest für denkbar. Doch die Lage hat sich verändert. Eine Neubewertung ist unerlässlich. Lesen Sie hier seine Analyse.

Als im Februar 2022 der russisch-ukrainische Krieg begann, war ich, wie beinahe alle westlichen Beobachter, überzeugt, dass die Russen an ihren Zielen scheitern und den Krieg verlieren würden. Lässt man die Details außer Acht, stützte sich diese Erwartung auf drei starke Säulen.

Erstens: Seit 1945 sind zahlreiche staatlich geführte Armeen an Aufständen, Unruhen, Guerillakriegen, Terror, asymmetrischer Kriegsführung und vergleichbaren Formen kriegerischer Auseinandersetzung gescheitert. Denken Sie an Malaysia – genau, Malaysia, das fälschlicherweise so oft als britischer Sieg reklamiert wird. Denken Sie an Algerien, denken Sie an Vietnam, denken Sie an den Irak, denken Sie an Dutzende ähnlicher Konflikte in Asien und Afrika. Beinahe ausnahmslos waren es die Besatzer, die verloren, und die Besetzten, die gewannen.

Zweitens: Die schiere Größe und Bevölkerungszahl der Ukraine ließ mich und andere davon ausgehen, dass Russland den Mund zu voll genommen hatte. Die Folge würde ein langwieriger, extrem blutiger und extrem zerstörerischer Konflikt sein, der weniger auf dem Schlachtfeld als vielmehr durch die Demoralisierung sowohl der russischen Verbände als auch der russischen Bevölkerung entschieden werden würde.

So wie es zwischen 1981 und 1988 gewesen war, als die Sowjetunion in Afghanistan einmarschierte und dort in

eine Aufstandsbekämpfung verwickelte, an deren Ende nicht nur die militärische Niederlage am Boden, sondern auch der Zerfall der Sowjetunion stand. Für ein solches Szenario sprachen auch die extremen Schwierigkeiten, vor denen die Russen standen, bevor es ihnen schließlich gelang, Tschetschenien, ein viel kleineres Land, zu unterwerfen.

Drittens: Pures Wunschenken – etwas, das ich mit den meisten westlichen Beobachtern gemein hatte. Darunter Staatschefs, Minister, Militärs, Geheimdienste und die Medien.

Seitdem sind vier sehr ereignisreiche Monate vergangen. In ihrem Verlauf haben die folgenden Faktoren mich zu einer Neubewertung der Lage gezwungen:

Erstens: Der Guerillakrieg bleibt aus

Die Ukrainer führen keinen Guerillakrieg. Stattdessen versuchen sie, wie die Liste der Waffen, um die sie den Westen gebeten haben, zeigt, einen konventionellen Krieg (</politik/ausland/plus239510843/Krieg-und-Strategie-Mit-dieser-Taktik-will-die-Ukraine-die-russische-Moral-zermuerben.html>) zu führen: Panzer gegen Panzer, Geschütz gegen Geschütz, Flugzeug gegen Flugzeug. All das, wie es aussieht, in der Hoffnung, die russischen Kräfte nicht nur aufzuhalten, sondern sie aus dem Land zu drängen. Angesichts der Tatsache, dass auf eine ukrainische Salve zehn russische kommen, kann eine solche Strategie eigentlich nur das Rezept für eine Niederlage sein.

Zweitens: Russlands veränderte Taktik

Die Russen haben ihre Taktik verändert. In massiver Unterschätzung ihres Gegners haben die Russen den Krieg mit dem Versuch begonnen, das ukrainische Machtzentrum in Kiew im Handstreich zu nehmen. Als das scheiterte, brauchten sie eine ganze Weile, sich umzuentscheiden; womöglich haben sie sogar einige ihrer Top-Generäle ersetzt. Dann jedoch folgten Umgruppierung und systematische Schwächung ukrainischer Städte und Siedlungen – vergleichbar dem Vorgehen Stalins und seiner Generäle 1939/40 in Finnland.

Wie dort und wie im Verlauf des Zweiten Weltkriegs verlegten sie sich auf ihre traditionell mächtigste Waffe, massiven Artillerieeinsatz. Zurzeit sieht es so aus, als hätten sie ihre Verluste damit ausreichend reduziert, um noch lange durchhalten zu können. Länger vielleicht als die Ukrainer, die, wie Präsident Selenskyj selbst eingeräumt hat, jeden Tag zwischen hundert und zweihundert ihrer besten Kämpfer verlieren.

Drittens: Nachschubprobleme

Die westliche Militärtechnik, insbesondere Luftabwehrsysteme, panzerbrechende Waffen und Drohnen, mag herausragend sein. Doch begrenzte Stückzahlen, Jahre und Jahre übertriebener Sparsamkeit, der Glaube, in Europa wäre Krieg unmöglich geworden, sowie die Notwendigkeit, ukrainische Kräfte neu auszubilden, haben zur Folge, dass diese Waffen nur schleppend dort eintreffen, wo sie am dringendsten gebraucht werden.

Dabei spielt auch eine wichtige Rolle, dass die Russen vor ihrer Haustür kämpfen, die Kommunikationslinien

der Nato sich aber Hunderte von Kilometern erstrecken, den ganzen langen Weg von den Grenzen der Ukraine zu Polen, der Slowakei und Rumänien im Westen bis in den Donbass im Osten. Fast das gesamte Terrain dazwischen ist flach, bietet wenig Schutz und ist nur dünn besiedelt. Das heißt: Es bietet sich für den Einsatz der Luftwaffe an und damit für eben jene Waffengattung, bei der die russische Überlegenheit besonders deutlich ist.

Viertens: Russlands ökonomische Resilienz

Die strikte Zensur in Russland macht es schwer, die Wirksamkeit westlicher Wirtschaftssanktionen auf die russische Bevölkerung verlässlich einzuschätzen. Rumort es in der Bevölkerung, so wird dieses Rumoren energisch unterdrückt. Unterdessen zeigt ein makroökonomischer Blick, dass Russland sich als weit widerstandsfähiger zu erweisen scheint, als vom Westen erwartet. Die Goldreserven klettern nach oben, was es Putin ermöglicht hat, seine Währung ans Gold zu binden – Russland tut das als erstes Land, seit die Schweiz 1999 den umgekehrten Weg gegangen ist.

Der Rubel, der nach Kriegsbeginn vor dem Kollaps stand, hat im Dollarvergleich ein Sieben-Jahres-Hoch erreicht, Tendenz steigend. Dank zurückgehender Importe und dem enormen Anstieg der Energiepreise fließt mehr Geld in russische Kassen als jemals zuvor. Der größte Teil dieses Gelds stammt aus dem Verkauf von Energie, Nahrungsmitteln und Rohmaterialien an Länder wie China und Indien. China ist im Gegenzug nun die Industriemacht Nummer eins; sollte es seine Probleme mit Covid-19 erst überwunden haben, sollte es in der Lage sein, Russland mit allen notwendigen Industriegütern zu beliefern – und das für lange Zeit.

Fünftens: Die Kriegsfolgen im Westen

Die ökonomischen Folgen des Krieges sind für den Westen viel schwerwiegender als angenommen. Die Ukraine vor den Klauen Russlands zu bewahren, ist weit schwieriger als die Afghanistan-Mission. Auf beiden Seiten des Atlantiks ist die Inflation höher als jemals seit 1980. Insbesondere in puncto Energie, die Russland Europa zunehmend verweigert, droht nicht nur wachsende Unsicherheit, sondern echte Not.

Sollte das so weitergehen, was beinahe sicher der Fall sein dürfte, wird der Unmut in den Bevölkerungen wachsen, die zunehmend ein geringeres Engagement ihrer Länder einfordern werden oder gar dessen Ende. Selbst, wenn das bedeuten sollte, die Ukraine aufzugeben und Putin seinen Willen zu lassen.

Schließlich: Beginnend mit der Aufklärung hat Europa sich gebrüstet, eine Festung der Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Gerechtigkeit zu sein. Nun bringt die wiederholte, öffentliche Beschlagnahmung von Besitz sogenannter Oligarchen manch einen ins Grübeln. Zunächst einmal: Niemand weiß, was ein „Oligarch“ ist. Dann: Die Tatsache, dass einige „Oligarchen“ über die Jahre in mehr oder weniger engem Kontakt mit Putin gestanden haben, macht sie nicht automatisch zu Kriminellen. Schließlich: Angenommen, sie sind Kriminelle, ist es nicht klar, warum man sie so lange in Ruhe gelassen und erst nach Kriegsausbruch ins Visier genommen hat. Könnte es sein, dass der Westen hier seine gerechte Sache unterminiert?

Zur Verdeutlichung: Noch ist all das nicht ausgemacht. Doch wie die wachsende Zahl von Stimmen, die darauf

hinweisen, dass dieser Krieg ein langer wird, zeigt, geht es nun zuvörderst um die Frage, wer am tiefsten Luft holt und am längsten aushält. Und was das angeht, stehen Russlands Chancen nicht schlecht.

Martin van Creveld (<https://secdip.tau.ac.il/secdip/martinvancreveld>), geboren 1946 in Rotterdam, ist emeritierter Professor für Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Er hat zahlreiche Bücher geschrieben, unter anderem zur Zukunft des Krieges. Er lebt in der Nähe von Jerusalem.

Teilen Sie die Meinung des Autors?

JA  2943

NEIN  845

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/239564719>